

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 24

Artikel: Schweizer Bücher
Autor: Aepli, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schätze mehr locken, wenn morgendlich das mütterliche Meer ihn grüßt. Hier, im Romanzen- und Balladenhaften, dürfte man Haslers Stärke erkennen. Wo er am geschlossensten baut, da nähert er sich deutscher Klassik, genauer: der Schillerschen Romanze. Dem *Eleusischen Fest* hat sein *Osirifest* voraus, dass es bis zur letzten Zeile anschaulich, sinnlich, stets im Bilde bleibt, während Schiller schon in der zweiten Strophe ins Moralisieren verfiel.

Wachsend wälzt der Nil die Wogen,
Tausend Fackeln sprühn hinein.
Gelb und rot steigt Sims und Bogen
Nachtwärts durch den Feuerschein.
Vor den mächtigen Pylonen,
Unterm vollen Sternkreis
Singt das Volk der Pharaonen
Isi und Osiri Preis ...

Hasler beschränkt sich nicht auf exotische und historische Gestalten, oder auf romantische wie Bajazzo und Pierrot, er wird auch dem jüngsten Helden dieser Tage gerecht, dem Flieger:

Wie groß er die Kreise im Ewigen weitet,
Die Flügel gebreitet,
Im Grundlosen segelt der schwebende Plan,
Kein Ufer, so weit und so selig er gleitet,
Aus Fernen fliegt leuchtende Ferne heran;
Aus lichtigem Gelände,
Umarmt und umfassen,
Nur ruhend, nur schauend,
Ihm sinken die Hände
Von Steuer und Stangen.
Dem trauten Verlangen,
Den Wellen vertrauend
Stillflutenden Blau's,
Er trinkt seines Daseins Fülle voraus ...

Wir blättern einige Seiten um und betreten wieder zeitloses, schweigendes Märchenland.

Einwände, die man gegen Eugen Hasler zu machen hätte, betreffen nicht seine Erfindung, sie müssten die sprachliche Modellierung und rhythmische Durcharbeitung bezeichnen und überflüssige Längen rügen.

SIEGFRIED LANG



SCHWEIZER BÜCHER

Der Rotapfel-Verlag hat vor einigen Monaten *Das Leben der Schwestern zu Töß*, beschrieben von *Elsbeth Stigel* in neuhochdeutscher Sprache herausgegeben. Es ist gut so, wissen doch immer noch allzuwenige, dass im dreizehnten Jahrhundert in der Schweiz auch Taten der Seele geschahen. Dazu gehört das Buch der *Elsbeth Stigel*, dieser ersten schweizerischen Biographin. Nicht aus Wort-eitelkeit hat sie es unternommen, das Leben ihrer Klostergenossinnen darzustellen. Lässt doch Bruder Meier sie zu Heinrich Seuse, dem süddeutschen Mystiker, sprechen: «Lieber Vater, wisset, dass meine Begierde nicht

nach feinen Worten steht.» Seuse, der Suso, ist als Freund in das Leben dieser Frau getreten, hat ihr aus der Fülle seines Herzens verborgene Weisheit geschenkt. Was tut die Zürcherin? Sie schreibt die Gespräche des Meisters heimlich auf, um Schwestern und Freunde von diesem Lebensbrot mitzehren zu lassen. Endlich bekennt sie Seuse die heimliche Anhäufung seiner Schätze. Ist es nicht Zeugnis klarer Männlichkeit, dass er ihr erst zürnte, dann aber dankbar das Gut, das eine Frau dem Verschwender aufbewahrt hat, zurücknimmt und in die Welt stellt!

Von den seligen Schwestern zu Töß berichtet die begnadete Frau. Es sind eher kleine, fromme Legenden, denn Lebensgeschichten. Einzig die Sonderweisen des Ringens, Werbens um den himmlischen Herrn ist ihr erzählenswert. Die Gesichte und Offenbarungen, die den in Leibeshülle Gebrechlichen geschehen. Und es ist rührend, wenn auch nicht erstaunlich, dass der Herr den Frauen oft als Kind erscheint. Himmelssehnsüchtige Magd, die das Heilandskind herzt!

Berta Tappolet hat dem schmalen Bande Bilder beigegeben, die in holzschnittartiger Innigkeit, mit der reinen Naivität der spätmittelalterlichen Legendenbücher den Widerschein einiger Visionen zu geben versuchen. Leider glaubte der Verlag die Rückseite der Bilder mit Text bedrucken zu müssen. Carl Günther, der die Übersetzung und Auswahl gut besorgte, hat ein schlichtes Geleitwort geschrieben.

In Emil Ronigers *Wallfahrt nach Niklashausen*¹⁾ tönt der Ruf Gottes durch den Mund des Pfeiffers vom Taubergrund. Kundige wissen, dass der Pfeiffer zu den Vorläufern der grossen religiösen Erschütterung gehört, dass er 1476 Tausenden und Tausenden sein Erlebnis verkündete und wilde Anklage erhob gegen die schlimmen sozialen Verhältnisse.

Aber nicht von ihm und seinem Ende erzählt Roniger. (Wir haben gegen stofflich verankerte historische Novellen noch immer Abneigung und überlassen ihre Ausbeutung dem Film.) Er berichtet vom Weg einiger süddeutscher Männer und Frauen, die der unsichtbare Rufer aus der Dumpfheit ihres Lebens nach Niklashausen ziehen geheißen hat.

Die Gestalten der Dichtung haben, vergleichbar der Volkskunst des 15. Jahrhunderts, etwas Typisiertes, dem eine bewusst naive, einfältige Sprache des Dialoges Wage hält. Atem der mit Inbrunst und Brunst tastenden und tappenden Zeit ist in der Erzählung. Wer nicht weiß von der Derbheit jener Epoche, wird leicht zu viel dumpfer Brunst in den stammelnden, zugreifenden Leidenschaften der Wallfahrer finden.

Der Weg ist lang, fast allzulang. Auch der Leser ist ermüdet, wie endlich der Taubergrund erreicht ist. Selbst wenn er mit der lichten Gestalt der Frosine oder dem weißen Steffan gegangen. Es mag dazukommen, dass nun die Größe des Pfeiffers nicht recht deutlich wird. Er ragt zu wenig über das Heerlager der Wallfahrer, die um ihn in trüber Ekstase lärmten. Und doch wird dem Leser vieles unvergesslich bleiben. — Unter den Erzählungen, die religiöse Erweckungen zum Stoffe haben, wird Ronigers *Wallfahrt nach Niklashausen* eine der besten sein. Denn ihr Dichter hat Kraft und Weite.

¹⁾ Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.

In seinem neuesten Bande *Unspunnen*¹⁾ führt Rudolf v. Tavel das Schicksal der Haselmuus weiter. Das vornehme Mädchen ist eine Verkörperung Berns. Und wie sich die edle Stadt durch die Not des Zusammenbruches von 1798 in die gemütliche Stille der Restauration gerettet hat, so hat auch die Haselmuus aus Verzicht und Leiden den Weg in eine heitere stille Gegenwart gefunden. Unser Herz bleibt der Haselmuus, die so « liecht und rahn » ist, zusetzen. Fast jeder Roman Tavels lässt eine ähnliche Frauengestalt ruhig und schön strahlen. Um sie herum Werbende, Verzichtende, und kluge ältere Frauen. Tavels Romane — die besten sind in städtischem Berndeutsch geschrieben — erhalten ruhige Stete durch eine Weltanschauung, die in einem gläubigen, kräftigen Christentum ruht und ihre Fragen nicht zu weit wirft. « Warum stellt eim o der lieb Gott i d'Wält yne? » tut zwar eine der Gestalten die herzsichere Frage. Wer aber so fragt, weiß schon um die Antwort! Sie wird ihm in der selben tröstlichen Mundart des Herzens geschenkt werden. Eine kleine, berndeutsche Predigt — und Tavel neigt zu kleinen Predigten, neben denen sich amoureuse Geschichtlein dann allerliebste ausnehmen, wird den zweifelnden Betrüben beruhigen. In Tavel leben Kräfte der fruchtbaren Sicherheit bernischer Landschaft, und bernische Empirekultur.

Der Abschluss, das berühmte Hirtenfest in *Unspunnen* 1808, erscheint nicht ganz organisch dem Schicksal der Haselmuus verbunden. Die Brücke schlägt die Gestalt des Pfarrhelfers und Volksdichters G. J. Kuhn in Sigriswil! Damit hat Tavel im Dialektroman den Schritt ins neunzehnte Jahrhundert schweizerischen Lebens getan. Wird er einmal den Roman des bernischen Patriziates der Gegenwart schreiben können?

Ernst Eschmanns *Quelle*²⁾ entströmt entschieden nicht das frische Wasser, nach dem wir dürsten. In der Titelnovelle erzählt der Volksschriftsteller vom armen Schuldenbäuerlein, dem die Erschließung einer reichen Wasserader über die größte Not hinweg hilft, wobei aber beim Weiterverkauf der Gewinn nur Besitzende, nicht aber ihn reicher macht. In der Stunde der Angst um sein Kind entschlägt er sich der Bitterkeit und gibt sich mit seinem kleinen Glücke zufrieden.

Die Erzählung vom alten Lehrer, der sich gegen den Dorfgewaltigen, den Fabrikanten, aufgelehnt hat und nun weggewählt werden soll, zuletzt aber doch den Dank aus den Dorfgenossen und ehemaligen Schülern überraschend aufkeimen sieht, wird später vielleicht eine Volksschriftenreihe aufnehmen und bekannt machen.

Weder Motiv noch die Erzählweise zeigen starke, neue Züge. Bei der Novelle *Im Schuss* stutzt man. Darf ein Dichter heute noch eine solche Geschichte erzählen? Man höre: Ein kluger, lieber Bauernjunge kann es kaum verwinden, dass er, der eine so vortreffliche Prüfung in den Schulfächern geleistet hat, in der physischen Rekrutenprüfung nicht angenommen, sondern zurückgestellt wird. Sein Schulkamerad, kein Licht, aber eine hübsche Kraft, ist tauglich und sticht den armen Jungen bei einem Mädchen aus. Endlich, und

¹⁾ Bei Francke, Bern.

²⁾ Orell Füssli, Verlag, Zürich.

der ganze Hof « Im Schuss » jubelt, im zweiten Jahre reicht es. Der Dorfgenosse, der Starke, ist nun Unteroffizier des Rekruten. Plagt ihn. Der Junge leidet, leistet aber dem unintelligenten Korporal bei einer Nachtübung gute Dienste. Dafür lässt ihn dieser in Urlaubsarrest spazieren. Der Korporal geht in Urlaub, das ganze Dorf weiß um diesen Arrest. Der Junge aber verliert — Eschmann will es uns glauben machen, wir können es freilich nicht glauben! — im Arrest den Verstand. Die Offiziere am Morgen unter sich: « Er redet wie von Sinnen und war doch sonst immer so beschlagen. Man konnte ihn fragen, was man wollte. » Nein, lieber Erzähler, nicht einmal die vielen Lehreroffiziere unserer Armee würden unter sich so sprechen. Wer Monate, ja Jahre an der Grenze gestanden und sich des nicht rühmen will, denn es war schwer, nicht leuchtend und erhebend, lächelt über Ihre Geschichte. — Der Schwermütige kehrt heim. Langsam weicht das Schreckliche. Und eines Tages stellt die Mutter fest: « Er denkt wieder ans Militär. » Das soll also Beweis der Heilung sein! Die Erzählung würde, wenig verändert, einem deutschen Kalender nach 1870 wohl angestanden haben. Doch könnte mit den Gegebenheiten der Erzählung ein heutiger Dichter sogar Tiefe aufzeigen. Deutlich machen, wie eine Jünglingsseele dazu kommt, Dinge wie die Uniform, ein Unteroffiziersabzeichen, ein kleines Manöver so zu überwerten, dass er daran erkrankt. — Einfältig im guten Sinne sind die Gestalten Eschmanns. Der Dichter aber ist verpflichtet, vielfältig zu sein. Den Grund des Geschehens zu erkennen, seine Gestalten aus wahren Quellen zu speisen. Eschmann, der ein so lebenswürdiger Volksschriftsteller raschen Schaffens ist, sollte tiefer graben. Zu den Quellen hinab, nicht bei lau gewordenen Bewässerungsbächen bleiben. Das gibt wohl Heu, doch selten edle Früchte.

Betroffen liest man, dass Adolf Vögtlins *Gottfried Keller-Anekdoten* in 17. und 18. Auflage erscheinen.¹⁾ Zum sovielten Male wird ein Gottfried Kellerbild herumgereicht, das sich aus mehr denn hundert Strichlein, genannt Anekdoten, zusammensetzt. Aber siehe, dem Bild fehlt eines: die Größe. Es ist der Gottfried Keller des Trinkens, des Knurrens, der Wortspiele, der Unzulänglichkeiten. Ein paar Briefe, einige Seiten aus seinen Prosadichtungen besagen mehr über sein Wesen als die ganze Vögtlinsche Sammlung. Das Bemühende im Alltagsleben Kellers, seine Not wird dem, der durch die Anekdote hindurchschaut, mehr als alles andere fast quälend deutlich. Dass Vögtlin einzelne Kapitel mit « Aus dem Kunstgärtlein », « Von den sechs Bretterchen » und ähnlich überschreiben kann, besagt Manches über die Art des Herausgebers, der jede Anekdote mit eignem Spruche begleitet. Etwa: Wenn in einer letzten « Anekdote » der sterbende Dichter auf den weißen, leeren Raum einer Briefkarte starrt und zuletzt darin innerlich den Vers « Ich dulde, ich schulde » geschrieben sieht, so merkt Vögtlin an « womit er wohl den Tod meinte, den wir alle der Natur schuldig sind »!. Als ob nicht die Idee des Duldens und Schuldens dunkle, aus dem Seelengrund des Sittlichen aufsteigende Melodie der größten Dichtungen Kellers wäre. Wer Werk und Briefe Kellers kennt, mag auch die Späne dieser Anekdoten einmal durchblättern, um dann zu jenen zurückzukehren. —

ERNST AEPPLI

¹⁾ Rascher, Verlag, Zürich.